

# **Inhalt**

## **EINLEITUNG**

Die Geschichte der Globalisierung, anders erzählt 9

## **EINS**

Von Märkten und Staaten:

Ein historischer Blick auf die Globalisierung 27

## **ZWEI**

Aufstieg und Fall der ersten großen Globalisierung 51

## **DREI**

Warum erkennt nicht jeder die Vorteile des Freihandels? 79

## **VIER**

Bretton Woods, das GATT und die WTO:

Handel in einer politisierten Welt 103

## **FÜNF**

Die finanzielle Globalisierung und ihre Eskapaden 129

## **SECHS**

Die Füchse und Igel des Finanzkapitals 155

## **SIEBEN**

Arme Länder in einer reichen Welt 183

## **ACHT**

Handelsfundamentalismus in den Tropen 211

## **NEUN**

Das politische Trilemma der Weltwirtschaft 241

**ZEHN**

Ist eine Globalregierung machbar? Ist sie wünschenswert? **269**

**ELF**

Kapitalismus 3.0 **301**

**ZWÖLF**

Eine Globalisierung mit Augenmaß **323**

**EPILOG**

Eine Gutenachtgeschichte für Erwachsene **361**

**NACHWORT**

Von der Hyper- zur Hypoglobalisierung?

*Von Gabriel Felbermayr* **365**

Anmerkungen **383**

Danksagung **417**

Register **419**

## Die Geschichte der Globalisierung, anders erzählt

Anfang 1997 veröffentlichte ich ein schmales Büchlein mit dem Titel «Has Globalization Gone Too Far?» (auf Deutsch erschienen 2000 als «Grenzen der Globalisierung»). Wenige Monate später lagen die Volkswirtschaften von Thailand, Indonesien, Südkorea und anderen Ländern Südostasiens am Boden, Opfer eines massiven finanziellen Schleudertraumas von internationaler Reichweite. Jahrzehntlang hatten diese Länder hohe wirtschaftliche Wachstumsraten geboten und waren so zu Lieblingen der globalen Finanzwirtschaft und der entwicklungspolitischen Fachkreise aufgestiegen. Doch dann beschlossen internationale Banken und Investoren von einem Tag auf den anderen, dass diese Länder kein Ort mehr für sichere Geldanlagen waren. In einer steilen Abwärtsspirale wurden immer mehr Gelder aus den besagten Ländern abgezogen. Ihre Währungen stürzten ab, ihre Unternehmen und Banken wurden zahlungsunfähig, die Wirtschaft der ganzen Region brach zusammen. Das war die Geburtsstunde der asiatischen Finanzkrise, die in der Folge zunächst auf Russland, dann auf Brasilien und schließlich auf Argentinien übergriff und nebenbei auch den gefürchteten wie bewunderten Hedgefonds Long-Term Capital Management (LTCM) zu Fall brachte.

Ich hätte mir zu meiner Hellsichtigkeit und meinem Timing gratulieren können. Mein Buch entwickelte sich im Lauf der Zeit zu einem Verkaufsschlager für seinen Verlag, das Institute for International Economics (IIE) in Washington, was meiner Meinung nach nicht zuletzt daran lag, dass das IIE allgemein als wackerer Verfechter der Globalisierung galt. Die Wirkung war vergleichbar mit der von Nixons Besuch in China: Eine skeptische Stellungnahme zur Globalisierung war interessanter, wenn sie aus einer Ecke kam, aus der man sie am wenigsten erwartete. «Globalisierungsfreundliche

## Die Geschichte der Globalisierung

Denkfabrik veröffentlicht warnende Studie von Harvard-Professor: die Globalisierung sei nicht das, als was sie ausgegeben wird» – na, das lässt doch aufhorchen!

Ich war nur leider weit davon entfernt, die Sache richtig getroffen zu haben. Die Krise, die sich auf den Finanzmärkten zusammenbraute, fand in meinem Büchlein keinerlei Erwähnung. Nicht genug damit, dass ich den aufziehenden Sturm nicht hatte kommen sehen, ich hatte sogar beschlossen, die finanzielle Globalisierung – die Devisen, Wertpapiere, Derivate und sonstigen Finanzprodukte im Volumen von Billionen Dollar, die Tag für Tag weltweit gehandelt werden – ganz aus der Betrachtung heraus zu lassen. Ich konzentrierte mich stattdessen auf die Probleme, die der internationale Warenhandel auf den Arbeitsmärkten der Welt und auf dem sozialpolitischen Terrain hervorruft. Ich äußerte die Befürchtung, das rasante Wachstum des internationalen Handels und die Zunahme des Outsourcing würden zu mehr sozialer Ungleichheit führen, Arbeitsmarktrisiken verschärfen und den gesellschaftlichen Zusammenhalt auf nationaler Ebene aushöhlen. Ich sprach mich dafür aus, diese Konflikte durch einen Ausbau der Sozialleistungen und durch verbesserte internationale Regeln zu steuern.

Den Entschluss, das Buch zu schreiben, hatte ich gefasst, weil meine Ökonomenkollegen sich lieber über derartige Befürchtungen mokierten, als die Gelegenheit zu nutzen, sich produktiv in die öffentliche Debatte darüber einzubringen. Nach meiner Überzeugung lag ich in diesem Punkt jedoch richtig, und tatsächlich hat sich die Gemeinschaft der wissenschaftlichen Ökonomen seither den von mir vertretenen Auffassungen merklich angenähert. Aber die Kehrseite der finanziellen Globalisierung? Die hatte ich damals noch nicht auf meinem Radar.

In den Jahren nach der asiatischen Finanzkrise wandte sich mein Forschungsinteresse zunehmend der Frage zu, wie die finanzielle Globalisierung funktioniert (oder eben nicht). Als der Internationale Währungsfonds mich 10 Jahre später bat, eine Studie zu diesem Thema zu erarbeiten, hatte ich daher die Zuversicht, für diesen Auftrag gerüstet zu sein. Der Aufsatz, den ich 2007 mit meinem Koautor Arvind Subramanian schrieb, trug den Titel: «Warum hat die finanzielle Globalisierung enttäuscht?».<sup>1</sup>

Was die finanzielle Globalisierung den Menschen verhiess, war, dass sie Unternehmern helfen würde, Investitionskapital aufzutreiben und das unternehmerische Risiko an gewiefte Investoren abzutreten, die dieses Risiko leichter tragen konnten. Die Schwellenländer würden davon am meisten profitieren, weil sie an Kapitalarmut leiden, anfällig für Konjunkturerinbrüche und weniger gut in der Lage sind, ihre Wirtschaft zu diversifizieren. Allein, dazu kam es nicht. Die Länder, die sich wirtschaftlich besser schlugen – China zum Beispiel –, wurden nicht zu Empfängern internationalen Investitionskapitals, sondern zu Gläubigern, die den reichen Ländern Geld liehen. Den Ländern hingegen, die auf Kapitalzuflüsse aus dem Ausland angewiesen waren, erging es tendenziell schlechter. In unserem Aufsatz versuchten wir zu erklären, weshalb die Liberalisierung der globalen Finanzmärkte den Entwicklungsländern nicht den versprochenen Segen gebracht hatte.

Kaum hatten wir den Artikel an die Druckerei geschickt, brach in den USA die Subprime-Krise aus und riss die Finanzwirtschaft in den Abgrund. Die Immobilienblase platzte, die Kurse für mit Hypotheken besicherte Wertpapiere (Subprime-Papiere) brachen ein, die Kreditmärkte trockneten aus, und innerhalb weniger Monate stellte sich heraus, dass die Geldhäuser der Wall Street kollektiven Selbstmord verübt hatten. Der Staat musste auf den Plan treten – zuerst in den Vereinigten Staaten, danach in anderen entwickelten Volkswirtschaften – und mit gigantischen Ausfallbürgschaften und mit der Übernahme von Geldinstituten das Schlimmste verhüten.

Die Globalisierung des Finanzsektors bildete den Kern der Krise. Befeuert wurden die Immobilienblase und das monströse Gespinnst aus riskanten Derivaten dadurch, dass einige asiatische Länder und die erdölreichen Staaten exzessive Devisenreserven angehäuft hatten. Dass die Krise so leicht von der Wall Street auf andere finanzwirtschaftliche Zentren in aller Welt übergreifen konnte, hatte seinen Grund in der internationalen Verflechtung der Bilanzen, die eine Folge der finanziellen Globalisierung war. Ein weiteres Mal war mir die größere Geschichte, die sich unmittelbar hinter dem Horizont aufbaute, durch die Lappen gegangen.

Natürlich war ich nicht der Einzige. Von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen, hatten die meisten Ökonomen Loblieder auf die Inno-

## Die Geschichte der Globalisierung

vationskraft der Finanzwirtschaft gesungen, statt auf die Gefahren hinzuweisen, die sich aus dem stetigen Anwachsen eines Systems von «Schattenbanken» ergaben, das als Drehkreuz für unregulierte Finanzgeschäfte diente. Wie schon bei der asiatischen Finanzkrise, hatten sie auch jetzt wieder die Gefahrenhinweise übersehen und ignoriert.

Eigentlich hätte uns weder die eine Krise noch die andere auf dem falschen Fuß erwischen dürfen. Die asiatische Finanzkrise löste eine Flut von Studien aus, die letzten Endes alle auf dieses Fazit hinausliefen: Es birgt Gefahren, wenn ein Staat den Kurs seiner Währung stabil zu halten versucht, während zugleich der Zu- und Abfluss von Finanzkapital ins Land und aus dem Land ungehindert möglich ist. Jeder mit einem guten Zeugnis ausgestattete Ökonom musste das wissen, und zwar lange bevor der thailändische Baht im August 1997 seinen tiefen Sturz tat. Die Subprime-Krise hat ebenfalls ihre umfangreiche literarische Würdigung gefunden, und in Anbetracht ihrer Größenordnung und ihrer tiefgreifenden Auswirkungen scheint sicher, dass noch sehr viel mehr über sie geschrieben werden wird. Einige der wichtigsten Erkenntnisse lassen sich jedoch schon jetzt unschwer voraussehen: Märkte neigen zu Blasenbildung, unregulierte Hebelgeschäfte erzeugen systemische Risiken, Mangel an Transparenz untergräbt das Vertrauen, und rasches Intervenieren ist von entscheidender Bedeutung, wenn Finanzmärkte ins Trudeln geraten. Aber wussten wir das alles nicht schon spätestens seit der berühmten Tulpenmanie im 17. Jahrhundert?

Diese Krisen konnten entstehen, nicht weil sie unvorhersehbar gewesen wären, sondern weil sie nicht vorhergesagt wurden. Die Ökonomen (und diejenigen, die auf sie hören) hatten sich zu selbstgewiss ihrem jeweils aktuellen Lieblingsmantra hingegeben: dass der Markt funktioniert, dass innovative neue Finanzprodukte die Risiken auf diejenigen übertragen, die am besten in der Lage sind, sie zu schultern, dass Selbstregulierung besser funktioniert als alles andere, dass jedes staatliche Eingreifen unproduktiv und schädlich ist. Wo Hybris ist, entstehen blinde Flecken. Auch ich, ein Kritiker der finanziellen Globalisierung, war dagegen nicht immun. Wie meine Kollegen von der Ökonomenzunft hatte ich mich der Zuversicht hingegeben, ein wohl überlegtes Regelwerk und entsprechende Vorkehrungen der

Zentralbanken hätten ausreichend hohe Barrieren gegen Finanzpaniken und eine finanzielle Kernschmelze in den fortgeschrittenen Volkswirtschaften errichtet. Als Aufgabe verbliebe lediglich, für entsprechende Regelungen auch in den Entwicklungsländern zu sorgen. Möglich, dass in meiner Deutung der Vorgänge ein paar nachgeordnete Handlungsstränge anders verliefen, aber in der Hauptsache entsprach mein Drehbuch dem der meisten Fachkollegen.

## Zweifel überall

Wenn Länder am Rande des globalen Systems, wie Thailand oder Indonesien, in eine Krise stürzen, dann werfen wir ihnen ihre Versäumnisse vor und ihr Unvermögen, die strengen Regeln dieses Systems anzuwenden. Wenn Ländern aus der Mitte des Systems das Gleiche passiert, dann geben wir die Schuld dem System und sagen, es sei an der Zeit, Korrekturen daran vorzunehmen. In diesem Sinn können wir sicher sein, dass die große Finanzkrise von 2008 eine Ära des erneuerten Reformwillens einläuten wird. Die Krise, die die Wall Street in die Knie zwang und die Vereinigten Staaten ebenso wie andere bedeutende Industrieländer alt aussehen ließ, hat ernstzunehmende Fragen zur Nachhaltigkeit des globalen Kapitalismus aufgeworfen, zumindest der Spielart von Kapitalismus, die sich im verflossenen Vierteljahrhundert herausgebildet hat.

Wie hätte sich die Finanzkrise abwenden lassen? Waren skrupellose Hypothekengeber der Kern des Problems? Gierige Kreditnehmer? Fehlerhafte Praktiken bei den Ratingagenturen? Zu große Hebel bei den Wertpapiergeschäften der Finanzinstitute? Das globale Überangebot an Anlagekapital? Eine zu lockere Geldpolitik der Federal Reserve? Staatliche Garantien für die Hypothekenbanken Fannie Mae und Freddie Mac? Die staatlichen Rettungsmaßnahmen für Bear Stearns und AIG? Die Weigerung des US-Schatzamtes, auch Lehman Brothers mit einer Bürgschaft zu retten? Glücksspielermentalität? Zu wenig Regulierung? Zu viel Regulierung? Die Diskussion über diese Fragen ist und bleibt heftig und wird zweifellos noch eine ganze Weile anhalten.

Von höherer Warte aus betrachtet, betreffen die genannten Fra-

gen eher Meinungsverschiedenheiten bei Details. Das grundlegendere Problem ist, dass die Auffassung von Globalisierung, die wir seit Jahrzehnten verbreiten, ihre Glaubwürdigkeit und Attraktivität eingebüßt hat. Es wird viel Zeit vergehen, bis ein verantwortlicher Politiker sich wieder davon überzeugen lässt, dass innovative Finanzprodukte im Großen und Ganzen etwas Segensreiches sind, dass die Finanzmärkte sich am besten selbst regulieren oder dass große Finanzinstitutionen in Zukunft den Preis für ihre Fehlleistungen selbst bezahlen werden. Wir brauchen ein neues Szenario, wenn wir die nächste Etappe der Globalisierung gestalten wollen. Und je durchdachter dieses neue Szenario ist, desto gesünder werden unsere Volkswirtschaften sein.

Das globale Finanzwesen ist nicht der einzige Teilbereich unserer Welt, dem die überzeugenden Szenarien ausgegangen sind. Im Juli 2008, als sich die Subprime-Krise zusammenbraute, scheiterte eine globale Verhandlungsrunde, deren Ziel der Abbau internationaler Handelsbarrieren war, und ließ heftige Ressentiments und Schuldzuweisungen zurück. Diese Gespräche, die unter der Schirmherrschaft der Welthandelsorganisation (WTO) stattfanden und als «Doha-Runde» bezeichnet wurden, hatten sich seit 2001 hingezogen. Für viele Globalisierungsgegner waren sie zu einem Sinnbild der Ausbeutung von Arbeitskräften, armen Bauern und natürlicher Ressourcen durch multinationale Konzerne geworden. Die Verhandlungen waren zwar häufig Zielscheibe kritischer Attacken, scheiterten aber letzten Endes aus profaneren Gründen. Die Entwicklungs- und Schwellenländer, angeführt von Indien und China, gelangten zu dem Schluss, dass das, was die Vereinigten Staaten und die Europäische Union ihnen anboten, keine attraktive Gegenleistung für die geforderte Abschaffung ihrer Einfuhrzölle auf industrielle und landwirtschaftliche Erzeugnisse war. Zwar hat man seither immer wieder versucht, die Gespräche wiederzubeleben, doch verstärkt sich der Eindruck, es mangle der WTO an Ideen, wie sie ihre eigene Legitimität aufwerten und sich selbst wieder eine maßgebliche Rolle verschaffen könnte.

Das Regelwerk, nach dem der weltweite Handel abgewickelt wird, unterscheidet sich in einer bedeutsamen Hinsicht von dem des globalen Finanzsystems: Wenn Sand ins Getriebe der Handelsbezie-



hungen gerät, entsteht daraus nicht von einem Tag auf den anderen ein Schlamassel. Findet ein Land die Regeln zu restriktiv und seinen Bedürfnissen nicht mehr angemessen, so wird es Mittel und Wege finden, die Regeln zu umgehen. Die Folgewirkungen sind meist eher subtiler Art und treten erst im Lauf der Zeit auf, in Form eines allmählichen Rückzugs von den grundlegenden Prinzipien des Multilateralismus und der Gleichbehandlung.

Die Entwicklungsländer haben immer beklagt, das System des Welthandels sei gegen ihre Interessen austariert, weil die Regeln von den Großen gemacht würden. Eine bunte Koalition aus Anarchisten, Umweltschützern, Gewerkschaften und progressiven Bewegungen hat ebenfalls gelegentlich ihre Kräfte gebündelt, um ihren sattsam bekannten Protest gegen die Globalisierung zu artikulieren. Doch die eigentliche Neuigkeit, die sich in den zurückliegenden Jahren herauskristallisiert hat, ist die, dass auch die reichen Länder mit den geltenden Regeln nicht mehr zufrieden sind. Der ziemlich dramatische Rückgang der Zustimmung zur wirtschaftlichen Globalisierung, der in wichtigen Ländern wie den Vereinigten Staaten zu verzeichnen ist, reflektiert diesen neuen Trend. Der Anteil derjenigen, die in einer dort veranstalteten Umfrage der Aussage zustimmen, die Globalisierung sei eine gute Sache für die amerikanische Wirtschaft, ist jäh gesunken: von 42 Prozent im Juni 2007 auf 25 Prozent im März 2008. Und überraschenderweise ist das Unbehagen auch bei einer wachsenden Zahl von Mainstream-Ökonomen angekommen, die inzwischen Zweifel an den angeblich so eindeutigen Segnungen der Globalisierung äußern.

So konnten wir erleben, dass der inzwischen verstorbene Wirtschafts-Nobelpreisträger von 1970, Paul Samuelson, Autor des einflussreichsten ökonomischen Standardwerks der Nachkriegszeit, seinen Fachkollegen zu bedenken gab, dass die Vorteile, die der chinesischen Wirtschaft aus der Globalisierung erwachsen, sehr wohl zu Lasten der Vereinigten Staaten gehen können. Paul Krugman, Wirtschafts-Nobelpreisträger von 2008, macht darauf aufmerksam, dass der Handel mit Niedriglohnländern heute nicht mehr zu unbedeutend ist, um Auswirkungen auf die Ungleichheit in den reichen Ländern zu haben. Alan Blinder, ehemals zweiter Mann im Vorstand der amerikanischen Zentralbank, äußert die Befürch-

tung, das Outsourcen von Arbeit ins Ausland werde zu nie dagewesenen Verwerfungen innerhalb der erwerbstätigen Bevölkerung der USA führen. Martin Wolf, Kolumnist der Financial Times und einer der eloquentesten Befürworter der Globalisierung, äußert seine Enttäuschung darüber, wie sich die finanzielle Globalisierung ausgewirkt hat. Und Larry Summers, in der Amtszeit von Präsident Clinton dessen «Mr. Globalization» und derzeit Wirtschaftsberater von Präsident Barack Obama, sinniert über die Gefahren eines Wettlaufs nach unten im Bereich der Regulierungen und über die Notwendigkeit internationaler arbeitsrechtlicher Standards.

Diese geäußerten Bedenken an der Globalisierung kommen zwar nicht an die wuchtigen Frontalangriffe heran, die Männer wie Joseph Stiglitz, Wirtschafts-Nobelpreisträger auch er, geritten haben. Aber sie markieren einen bemerkenswerten Wandel im geistigen Klima. Und selbst diejenigen, die noch keine kalten Füße bekommen haben, streiten oft aufs heftigste darüber, wie es mit der Globalisierung weitergehen soll. Jagdish Bhagwati beispielsweise, angesehener Vorkämpfer des Freihandels, und Fred Bergsten, Direktor des globalisierungsfreundlichen Peterson Institute for International Economics, haben sich mit dem Vorwurf ins Getümmel gestürzt, die Kritiker der Globalisierung würden deren Nachteile hemmungslos übertreiben und ihre Vorzüge unterschätzen. Doch in ihren Debatten über das Für und Wider regionaler Handelsabkommen – die Bergsten befürwortet und Bhagwati ablehnt – vertreten sie ebenso konträre Positionen wie jeder von ihnen gegenüber den erwähnten Kollegen.

Natürlich ist keiner dieser Ökonomen ein Gegner der Globalisierung. Sie wollen die Globalisierung nicht ungeschehen machen, sprechen sich aber dafür aus, neue Institutionen und kompensierende Mechanismen – auf nationaler wie internationaler Ebene – ins Leben zu rufen, die die Globalisierung wirksamer, fairer und nachhaltiger machen sollen. Ihre politischen Empfehlungen sind oft vage (wenn sie überhaupt welche unterbreiten) und lassen keine Konsenslinie erkennen. Offensichtlich hat sich die Kontroverse in Sachen Globalisierung von den Straßen ausgehend bis in die Kolumnen der Finanzpresse und in die heiligen Hallen etablierter Denkfabriken hinein fortgepflanzt.

Zu bröckeln begonnen hat der konzeptionelle Konsens, der unserem derzeit praktizierten Globalisierungsmodell zu Grunde liegt, schon vor Ausbruch der großen Finanzkrise von 2008. Die hochtönende Selbstgewissheit der Globalisierungs-Herolde ist weitgehend verfliegen, an ihre Stelle sind Zweifel, Fragen und Skepsis getreten.

### Ein alternatives Szenario

Die Welt hat schon einmal das abrupte Ende einer Ära der Globalisierung erlebt. Das Zeitalter des Goldstandards – mit seinem Freihandel und seiner unbeschränkten Kapital-Mobilität – nahm 1914 ein jähes Ende und ließ sich nach dem Ersten Weltkrieg nicht wieder zum Leben erwecken. Könnte uns in den kommenden Jahren eine ähnliche Kontraktion der Weltwirtschaft blühen?

Die Frage ist keineswegs frivol. Die wirtschaftliche Globalisierung hat zwar nie dagewesene Wohlstandssprünge in den entwickelten Ländern ermöglicht und sich als Goldader für Hunderte Millionen armer Arbeiter in China und anderswo in Asien erwiesen, doch sie steht bis heute auf wackligen Beinen. Anders als nationale Märkte, die in der Regel in ein stabiles Geflecht aus einheimischen Regulierungsinstanzen und politischen Institutionen eingebunden sind, sind globale Märkte nur «schwach verankert». Es gibt keine mit globalen Kompetenzen ausgestattete Kartellbehörde, keine globalen Kreditgeber letzter Instanz, kein globales Regulierungswesen, kein globales soziales Netz und natürlich auch keine globale Demokratie. Mit anderen Worten, globale Märkte leiden unter schwacher Beaufsichtigung und sind daher anfällig für Instabilität, Ineffizienz und einen Mangel an demokratischer Legitimation.

Diese Diskrepanz zwischen dem nationalen Aktionsradius von Regierungen und der globalen Reichweite der Märkte ist die Achillesferse der Globalisierung. Ein jederzeit fein austariertes Gleichgewicht zwischen beiden ist notwendige Voraussetzung für ein gesundes globales Wirtschaftssystem. Gewähren wir den Regierungen dieser Welt zuviel Einfluss, dann handeln wir uns damit Protektionismus und das Bestreben nach Autarkie ein. Lassen wir den Märkten zu viel Freiheit, dann ernten wir eine instabile Weltwirtschaft

## Die Geschichte der Globalisierung

mit wenig gesellschaftlicher und politischer Unterstützung von Seiten derer, denen sie eigentlich zugutekommen soll.

Die ersten drei Jahrzehnte nach 1945 standen im Zeichen des Kompromisses von Bretton Woods, benannt nach dem Kurort in New Hampshire, in dem sich 1944 amerikanische, britische und andere politische Entscheider versammelten, um das Währungssystem für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg zu entwerfen. Das Regelwerk von Bretton Woods atmete den Geist eines mäßigen Multilateralismus, der den einzelnen Regierungen die Freiheit ließ, sich auf ihre inneren Aufgaben im Bereich der Gesellschaft und des Arbeitsmarktes zu konzentrieren, und zugleich die Voraussetzungen für eine Wiederbelebung und einen Aufschwung des Welthandels schuf. Das Geniale an dem System war, dass es auf bewundernswerte Weise mehreren Zielen zugleich gerecht wurde. Einige der übelsten Handelsbeschränkungen wurden zwar beseitigt, aber den Regierungen blieb freie Hand, ihre Wirtschaftspolitik selbstständig zu gestalten und ihre jeweils bevorzugte Version des Wohlfahrtsstaates zu errichten. Was die Entwicklungsländer betraf, so erhielten sie die Möglichkeit, ihre jeweils eigene Wachstumsstrategie unter den Voraussetzungen einer begrenzten Einflussnahme von außen zu verfolgen. Die internationalen Kapitalströme blieben einer straffen Kontrolle unterworfen. Der Kompromiss von Bretton Woods war ein durchschlagender Erfolg: Die Industrieländer erholten sich und häuften Wohlstand an, und die Mehrzahl der Entwicklungsländer erlebte ein bis dahin nicht gekanntes Wirtschaftswachstum. Die Weltwirtschaft florierte wie nie zuvor.

Als das Kapital immer internationaler und mobiler wurde und die Ölshocks der 1970er Jahre die fortgeschrittenen Volkswirtschaften heftig durchrüttelten, erwies sich die Währungsordnung von Bretton Woods jedoch als nicht mehr zeitgemäß. In der Folge wurde das System im Verlauf der 1980er und 1990er Jahre im Zuge einer ehrgeizigen Agenda der wirtschaftlichen Liberalisierung und tiefgreifenden weltwirtschaftlichen Integration modernisiert – es handelte sich um nicht weniger als den Versuch, etwas zu bewerkstelligen, das man als Hyperglobalisierung bezeichnen könnte. Bei Handelsabkommen zwischen Ländern ging es nun nicht mehr um die herkömmlichen Einfuhrbeschränkungen. Sie enthielten viel-